

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 9 (1929-1930)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

werden belohnt werden.“ Mazzini spricht sich aufs Feinste über diese Ausserungen aus, die in der Tat Ausdruck einer edlen Seele sind. B.

Bücher-Rundschau

Eidgenössische Glossen.

Felix Möschlin: Eidgenössische Glossen. Eugen Kentsch Verlag, 1929. 290 S.

Möschlin widmet sein Buch Bundesräten, Nationalräten, Regierungsräten, Kantonsräten, Stadträten, Gemeinderäten und solchen, die es werden wollen. Es hat die Qualitäten eines staatsbürgerlichen Kompendiums. (Ein Register erhöht die Brauchbarkeit.) Damit ist nicht gesagt, daß alle brennenden Fragen unserer Demokratie darin besprochen oder auch nur angedeutet seien, aber wir finden doch über einen großen Teil kluge Aussagen und sehr brauchbare und hauptsächlich neue Daten. Das Buch ist kein geschlossenes Ganzes. Es ist sogar eigentlich nur eine Materialsammlung, denn es besteht aus Bruchstücken der von Möschlin in den letzten Jahren in der „Nationalzeitung“ veröffentlichten innerpolitischen Artikel. Die Vielfalt der Tagesbewegungen brachte es von selbst mit sich, daß diese Auslassungen, unter Stichworten gesammelt, einen Querschnitt durch unsere nationalen Probleme, vor allem die wirtschaftlicher Natur, ergeben, wie er für den jungen und alten Staatsbürger kaum instruktiver gedacht werden könnte. Also: hier ist Ersatz für den — man konsultiere Möschlin über das beschämende Wie — vor die Hunde gegangenen Staatsbürgerunterricht. Wie wäre es übrigens, wenn ein Verleger einen eidgenössischen Kalender mit den kernigsten dieser Glossen dekorieren würde? Wenn wir z. B. am 1. Juli lesen würden: „Wichtiger als die Parteizugehörigkeit ist die Eignung zum Amt“, am 2.: „Es lebe die lokale Leistung, wenn sie auch schlecht ist“, am Tag darauf: „Um unsern Durst zu löschen, geben wir jährlich 400 Millionen Franken aus. Laut Professor Landmann. Werktags eine Million, Sonntags zwei Millionen. Laut Professor Laur. Denn wir haben kein Geld“, etwa am 4. Juli: „Nur nichts Neues. Das scheint nachgerade die schweizerische Devise zu sein“ und am 5. wieder eine kleine statistische Pille: „Die Genfer sterben aus. Es ist ihr freier Wille. 1654 Geburten und 2109 Todesfälle“. In 365 Tagen erwürbe ein Refrut spielend eine Kenntnis der tatsächlichen Zustände unseres Landes, die heute manchem Ratmitglied abgeht!

Eigentliche Stellung zum Buch zu beziehen, ist seines fragmentarischen Charakters wegen nicht leicht. Immerhin sind mehrere Dominanten klar erkennlich. Möschlin ist zum ersten ausgesprochen Vernunftgläubiger, von Statistik und Planwirtschaft eingenommen, zum andern — was logisch daraus hervorgeht — Zentralist, der dem einer rationalen Entwicklung nachhinkenden Kantonesentum einen gut gezielten Nasenstüber nach dem andern versetzt, er ist zum dritten Eugeniker, den es nicht gleichgültig lassen kann, wenn unsere Volksgesundheit von gewissenlosen Stümpfern in den Abgrund gerissen wird. Endlich aber sieht er auch sehr klar — wie es eigentlich heute jeder sehen muß, der nicht absichtlich blind bleiben will — daß es in allem und jedem letztlich auf die Männer ankommt und nicht auf die Dinge: die fehlenden Männer und die zu einflußreichen (sofern es nämlich die falschen sind!).

Dieses letzte Kapitel, das von den Männern handelt, hätte man sich noch ausführlicher gewünscht, ist es doch nachgerade offensichtlich, daß die Unverantwortlichkeit der Kommissionswirtschaft auf jedem Gebiet unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens dem Ruin entgegenarbeitet. Es berührt darum hocherfreulich, daß Möschlin aus dem echten Erfassen der wahrhaft positiven Werte heraus, trotz seiner pazifistischen und völkerbundsenthusiastischen Einstellung, dem Führertum General Willes alle Achtung bezeugt. Wir werden ja nun wohl jeden Tag deutlicher erkennen, daß alle gegenwärtigen Parteiformeln und Schlag-

wörter überlebt sind, daß die kommenden Kämpfe um ganz neue Begriffe gehen werden, daß sich als von den vorwärtsblickenden Geistern zu überwindender Feind eigentlich zuletzt nur einer herauschält, der aber freilich in seiner sich allen Angriffen entwindenden Anonymität von einer Furchtbarkeit ist, die jedes Wortes degenerierte Kult der Zahl und Masse, unter dem alles wahrhaft schöpferische Leben erstickt. Gelingt es, unser politisches Leben wieder in etwas mit dem quicklebendigen Blut belebender individueller Tat zu durchsäubern, so ist eine Erneuerung zu hoffen. Gelingt es nicht, bleiben Zahl und Phrase siegreich, so werden die echten Männer mehr und mehr auswandern und das Land den Sicherheitsneurotikern, Weibern und Greisen überlassen. Möchtlins blonde, blauäugige Fansarenstöße helfen, diese Erneuerung zuwege zu bringen. (Sie durchzuführen, wird mehr heißen, als den Augiasstall reinigen.) Möge ihnen das, ach so notwendige, Echo in reichem Maße, und ganz besonders bei der Jugend, zuteil werden!

Paul Lang.

Österreich und das Deutsche Reich.

Das politische Denken ist in Österreich wohl mehr, denn in irgend einem anderen Staate, in unruhiger, oft haltloser Entwicklung. Zwei Lager treten im politischen Schrifttum vor allem hervor: einerseits das liberale Bürgertum und die Sozialdemokratie, andererseits die katholisch-konservativen Christlich-sozialen. Die Entziehung der übernationalen Aufgabe, die das alte Österreich den Deutschen der Monarchie stellte, bedeutete ein Vernichten des staatlich selbständigen Lebenswillens. Für das erstere Lager bot sich mit dem Zusammenbruch der Monarchie im November 1918 die selbstverständliche Lösung des einigen deutschen Nationalstaates: die Vereinigung des Deutschen Reiches und der Deutschen Österreichs. Schon seit dem 18. Jahrhundert waren in Österreich deutsche nationalstaatliche Kräfte tätig, die vor allem 1848/49 auftreten konnten. Von ihrer Entwicklung gibt uns **Heinz v. Baller** in seinem Buch „**Der großdeutsche Gedanke**“¹⁾ eine kurze kulturpolitische Schilderung. Es hatte diese Bewegung die Kraft, im Oktober 1918 die Führung der deutsch-österreichischen Außenpolitik zu erringen und den einstimmigen Beschluß der Nationalversammlung vom 12. November 1918: „Deutschösterreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik“, als Krönung ihrer Bestrebungen zu zeitigen. Die vielen anderen staatspolitischen Ereignisse, die im Trubel der Ereignisse 1919 bis 1920 kaum internationale Geltung erlangen konnten, finden sich in dem erwähnten Buche mit Urkundenwiedergaben übersichtlich zusammengestellt. Bei einem klaren Prüfen dieser Ereignisse fühlt man den völligen Mangel eines Eigenstaatswillens der Bevölkerung Deutschösterreichs, die Müdigkeit und den Überdruß, selbst Staatsverantwortung übernehmen zu müssen. Wir finden in den Jahren bis 1922 keine selbständige, konservative Richtung. Wirtschaftliche Not, Inflation und außenpolitische Bedrängnis ließen kaum ein idealistisches Denken aufkommen.

Mit durchgeführter Sanierung, Regierungsübernahme der bürgerlichen Parteien und Überwindung des Trubels der Umsturztag, konnten sich die konservativen Kreise wieder Geltung verschaffen. Es trat ein Besinnen auf die große Vergangenheit Österreichs und ein Wünschen, wieder eine eigene Sendung tragen zu können, hervor. Der Schriftsteller **Oscar A. S. Schmitz** arbeitet in seiner geistvollen und geschickten, leichtlebig-oberflächlichen Schrift „**Der österreichische Mensch**“²⁾ den „barocken Menschen“ in seiner kulturellen Besonderheit, im Unterschied zum Deutschen des Reiches, heraus. In der Gegensätzlichkeit des

¹⁾ Der großdeutsche Gedanke, seine Entstehung und Entwicklung bis zur Gegenwart von Dr. Heinz v. Baller. Verlag Hoffstetter, Leipzig, 1928.

²⁾ Oscar A. S. Schmitz: Der österreichische Mensch — zum Anschauungsunterricht für Europäer, insbesondere für Reichsdeutsche. Wiener Literarische Anstalt, Wien, 1924.

Katholizismus und des Luthertums ist der klarste Ausdruck für diese Eigenart seines Österreichers zu suchen. Bald darauf schrieb **Friedrich Schreyvogel**: „**Österreich, das deutsche Problem**“ (Bachem, Köln, 1925) und legte somit schon in den Titel seine Ideologie: deutsche Missionsaufgabe nach dem Südosten. Es soll hier nicht die recht willkürliche Geschichtsauffassung beider Literaten kritisiert werden, denn „was sie den Geist der Zeiten nennen, das ist im Grund der Herren eigener Geist“. Das Interessante an diesen Schriften ist das Bemühen der altösterreichischen Kreise, die Tradition zu gestalten, die konservative Aufgabe zu bewahren und das ganze deutsche Volk, nachdem der vielvölkische Staat der Habsburger zerfiel, wieder die Ostarbeit beginnen zu lassen. Nun als dritte Schrift gleicher Richtung liegt uns eine Arbeit des Grazer Universitätsprofessors **R. F. Raindl**: „**Österreich, Preußen, Deutschland**“³⁾ vor, die einen historischen Unterbau zum Gedankengang Schreyvogels geben will. Wir können auch dieses Buch nur als eine politische Streitschrift, nicht als Geschichtswerk einstellen, denn die Quellen lassen die nötige kritische Auswahl vermissen. Die Arbeit will vor allem gegen die einseitige Auffassung der deutschen Geschichte durch Treitschke ankämpfen, sie kämpft wirklich und verrennt sich in die andere Sackgasse der Einseitigkeit: der Glorifizierung der Habsburger als den angeblich aufopfernd und bewußten Träger deutschen Wollens. Hier, wie häufig in der Diskussion um diese Fragen wirkt das Wort „großdeutsch“ in seiner verschiedenen Bedeutung verwirrend. 1848/49 stellte der Terminus den Gegensatz zu „kleindeutsch“ dar. Die Großdeutschen wollten bekanntlich ein Deutsches Reich unter der Führung Österreichs, die letzteren ein solches unter Preußen: beides scheiterte zunächst. Nach 1918 wurde „Großdeutsch“ das Losungswort für den Vereinigungswillen des heutigen Österreich mit dem Deutschen Reiche — ganz abgesehen von den innerpolitischen Orientierungen (es darf „großdeutsch“ als außenpolitische Losung nicht mit „alldeutsch“, einer innen- und machtpolitischen Richtung, verwechselt werden!). Es ist Willkür, wenn Raindl die großdeutschen Gedanken dem heiligen römischen Reich, das universell-mitteuropäisch war, aufdrängt. In dieser Verschiebung des Begriffes muß man einen willkürlichen und grundlegenden Angelpunkt der Arbeit sehen. So ist Raindls konservative Einstellung letztlich nicht nationalstaatlich sondern habsburgisch-katholisch, wenn auch in der Tendenz, wie vor allem die letzten Kapitel klar zeigen, dem Zusammenschluß zugewandt.

In Erwiderung auf die obenerwähnte Schrift Oscar A. S. Schmitz' hat der Nationalökonom **F. A. Kleinwächter** eine soziologische Studie „**Der deutsch-österreichische Mensch und der Anschluß**“⁴⁾ versucht. Es erscheint vor allem der Teil der Arbeit beachtenswert, welcher die einzelnen Stände und Klassen kritisiert und ihre nationalstaatliche Einstellung prüft. Es ist die Arbeit stark aus einer liberalen Grundeinstellung aufgestellt und weiß eigentlich mit dem Konservatismus nichts anzufangen. Kleinwächter sieht den Katholizismus als parteipolitisches, nicht als kulturpolitisches Moment und wird so den in den katholisch-gläubigen Kreisen herrschenden Problemen nur teilweise gerecht. Es ist ohne Zweifel eine Arbeit, die zum Problem und seiner gedanklichen Klarstellung viel beiträgt. Die im zweiten Teile gegebene politische und wirtschaftliche Betrachtung ist zum Teil überholt, läßt jedoch den damaligen Zustand aufleuchten. Die wirtschaftliche Frage wurde nunmehr eingehend in ihrem historischen Zusammenhang behandelt von **Herbert Kriesche**: **Die großdeutsche Wirtschaftseinheit**; Geschichte und Gegenwartsprobleme der österreichisch-deutschen Wirtschaftsrichtung (Hofftetter, Leipzig, 1929). Man muß nur an Friedrich List und den österreichischen Minister von Bruck erinnern, um den reichen historischen Boden zu kennzeichnen. Nach anfänglicher Skepsis zeigen sich jetzt die österreichischen wirtschaftlichen Kreise, wohl auch wegen der deutschen Kapitalbeteiligung, immer mehr dem Anschlusse geneigt, wofür die in Kartenbildern und Diagrammen gezeigte Entwicklung ein klarer Beweis ist. Die gründliche Arbeit

³⁾ R. F. Raindl: Österreich, Preußen, Deutschland. Deutsche Geschichte in großdeutscher Beleuchtung. Verlag Braumüller, Wien 1926.

⁴⁾ F. A. Kleinwächter: Der deutschösterreichische Mensch und der Anschluß. Eckart-Verlag, Wien, 1926.

wirkt besonders klar, da sie das statistische Material stets in den politischen Rahmen einordnet. Es mag diese Verbindung die kritische Objektivität beeinträchtigen, doch muß man, da die Schrift für eine feste Zielsetzung geschrieben ist, solche Beeinflussungen hinnehmen und sich entsprechend kritisch einstellen.

Dieser Ausschnitt der Literatur über das „Anschlußproblem“ mag eine allgemeine Orientierung der Grundlagen geben. Die sachlichen Einzelfragen finden sich in verstreuten kleinen Abhandlungen und sind schwer zugänglich. Doch gerade in diesen — es seien die Fragen der Rechtsangleichung, der wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Zusammenarbeit, der Verfassungen erwähnt — zeigt sich der tatsächliche Stand der Entwicklung und vor allem der politische Wille.

Robert Gürke.

Zum deutschen Flaggenstreit.

Die deutschen Farben, ihre Entwicklung und Deutung, sowie ihre Stellung in der deutschen Geschichte. Von Paul Wenzke. Heidelberg 1927, bei Carl Winter. 240 Seiten.

Nach den vielen Erörterungen, zu denen die Frage der deutschen Reichsfarben Anlaß gegeben hatte, war es nötig, daß einmal eine sachlich tüchtige geschichtliche Unterjuchung Klarheit in die Auseinandersetzung brachte. Das leistete Wenzkes Buch. Es hat einen doppelten Zweck: Feststellung und Darstellung geschichtlicher Tatsachen und dann auch Beruhigung und Vermittlung im leidenschaftlichen Streite. Sichtlich hegt der Verfasser starke Neigungen für die beiden heute einander entgegengesetzten Flaggen: die schwarz-rot-goldene ist dem alten Burschenschaftler lieb, der schwarz-weiß-roten ist der national denkende Gegenwartspolitiker zugetan, der den Weltkrieg erlebt hat.

An den Flaggenstreit hat sich ein ganzer Schweif scheinwissenschaftlicher Begründungen angegeschlossen. Insbesondere hat man gemeint, schwarz-rot-gold reiche in das alte Deutsche Reich zurück, und hat auch dem österreichischen Schwarz-gelb eine falsche Bedeutung als alter deutscher Kaiserflagge beigemessen. Die verdienstlichen Forschungen Wenzkes zeigen nun vor allem, daß diese Fragen viel weniger einfach liegen als man glaubt, verwickelt wie alle Fragen deutscher Vergangenheit. Wir Nichthistoriker müssen zuerst lernen, daß schon der Begriff einer Nationalflagge, zumal von Nationalfarben, etwas ziemlich Junges in der europäischen Vergangenheit ist: weiter zurück als bis in den Freiheitskrieg der Niederländer läßt sich so etwas nicht verfolgen, und erst die französische Revolution hat die Nationalflagge als Begriff in Europa ausgebreitet.

Vier Farbenzusammenstellungen treten aus der Geschichte von Wappen und Fahnen des Deutschen Reiches hervor: 1. Rot-weiß, besonders als weißes Kreuz im roten Felde im Reich und an seinen Rändern von Dänemark bis Italien verbreitet, offenbar gern als Zeichen der Reichsunmittelbarkeit gebraucht und deshalb mit der Zeit als Zeichen der Unabhängigkeit vom Reich; 2. Schwarz-gelb, Wappenfarben des deutschen Königs, mit dem königlichen Wappentier schließlich als habsburgischer schwarzer Adler auf gelbem Grunde, aber so wenig wie Rot-weiß durchgehend als Farben des alten Deutschen Reichs auftretend; 3. Schwarz-weiß-rot, von 1867 bis 1871 Farben des Norddeutschen Bundes, nachher des Deutschen Reiches bis 1919; 4. Schwarz-rot-gold.

Wie es um Schwarz-weiß-rot steht, ist ziemlich bekannt: Bismarck vereinigte 1867 die preußische schwarz-weiße Flagge mit der rot-weißen der Hansestädte, die auf dem Weltmeer bekannt war, zum norddeutschen Dreifarb, und nachdem diese Flagge im Feldzug nach Frankreich eine gewisse Bedeutung bekommen hatte, war es 1871 das Gegebene, sie als Reichsflagge beizubehalten. Dagegen haben vaterländische Schwärmerei und später Parteileidenschaft zur Bildung von Legenden um die schwarz-rot-goldene Fahne geführt, und die Meinung ist weit verbreitet, dies sei das alte deutsche Dreifarb gewesen, schon in frühern Jahrhunderten. Wenzke zeigt uns, wie Schwarz-rot-gold entstanden ist: schwarz-rot war 1813/1814 die Farbe der Freischar Lützows. Die Fortsetzer des damals

Deutschland gegen den Unterdrücker einigenden Befreiungswerkes, deutsche Studenten zuerst in Jena, nahmen die Farben für ihre Bestrebungen auf. Erwägungen künstlerischer Art brachten die Hinzunahme der goldenen Saumfarbe und die Ausgestaltung zum Dreifarb, wobei sicher das niederländische und das französische Vorbild mitgewirkt haben. So entstand das Abzeichen der Burschenschaft und der liberalen Einheitsbewegung, 1848 Revolutionsbanner, von da an in Verruf bei den konservativen Parteien und Regierungen und schließlich, als das kleindeutsche Reich Bismarcks sich für Schwarz-weiß-rot entschieden hatte, gewann die noch lange volkstümliche Einheitsfahne die Bedeutung eines großdeutschen Abzeichens, besonders für die vom Reich ausgeschlossenen Deutschen Österreichs, bis 1919 das Reich sie an Stelle von Schwarz-weiß-rot annahm. Vor dem 19. Jahrhundert kennt man keine deutsche Nationalfahne und kennt man auch die Zusammenstellung schwarz-rot-gold nicht.

Lehrreich ist auch, was Wenzke über die Flaggenverhandlungen von 1919 berichtet. Die ganze Hilflosigkeit der jeder Führung entbehrenden deutschen Nachkriegspolitik zeigt sich darin; Parteigeist, ehrlicher Erneuerungswille, kindliche Hoffnungen auf ausländische Gunst, Liebe für das Hergebrachte und Haß gegen das Hergebrachte, notgedrungene praktische Rücksichten auf den Seehandel, alles wogt durcheinander, und am Ende kommt es zu jener Doppelspurigkeit der Flagge, die wir heute haben.

Wenzkes Buch wird als abschließende Arbeit gelten können.

Eduard Blocher.

Tschechisches Schrifttum.

Vielleicht ist es nicht ganz unnötig, vorauszuschicken, daß es eine einheitlich „tschechoslowakische“ Literatur nicht gibt. Denn die zum neuen tschechoslowakischen Staate gehörigen Slowaken haben ihre eigene, von der tschechischen verschiedene Schriftsprache, und die oft bedeutende geistige Leistung der aus der Tschechoslowakei stammenden und zum Teil auch dort wohnhaft gebliebenen Deutschen (es seien nur Namen wie R. M. Rilke, Franz Werfel, E. G. Kolbenheyer, W. v. Molo genannt!) gehört natürlich in den Bereich der allgemeinen deutschen Literatur. Haben wir uns aber einmal klar gemacht, daß die Literatur der Tschechen — die den slawischen Bevölkerungsbestandteil in den Ländern Böhmen, Mähren und Schlesien bilden — nicht identisch mit der gesamten literarischen Aktivität im tschechoslowakischen Staate ist, so haben wir freilich allen Anlaß, der literarischen Betätigung dieses begabten Volkes unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die tschechische Nation hatte ihre heroische Epoche im Zeitalter der Reformation: damals entwickelte sie aus der Tiefe ihrer slawischen Eigenart ein gewaltig ernsthaftes religiöses Pathos, das in der Literatur ergreifenden Ausdruck fand und bedeutend in die allgemeine europäische Geistesgeschichte überstrahlte. An diese große Epoche, an deren Beginn die leidenschaftliche Savonarolagestalt des Johannes Hus steht und die mit ihrem letzten Repräsentanten Johann Amos Comenius (eigentlicher Familienname: Komenský) ein hohes Geisteserbe in die Welt des Westens hinaustrug, deren originellster Vertreter aber vielleicht der Begründer der böhmischen Brüdergemeinde, Peter Cheltsich, gewesen ist, versuchen heute bedeutende Tschechen wieder anzuknüpfen. Aber die tschechische Eigenart ist unter den Vorkämpfern dieser Richtung heute doch nicht mehr so überzeugend wie dereinst: während z. B. Thomas Garrigue Masaryk sich dem angelsächsischen Geiste eng verbunden bewährt, sucht eine andere Gruppe von Denkern, als deren bedeutendste Exponenten der Politiker Kramarš und der Philosoph Kopal gelten können, enge Anlehnung des tschechischen Wesens an die gewaltige Geisteswelt des heute führenden slawischen Stammes, des russischen, in die Wege zu leiten.

Unter den heutigen tschechischen Dichtern stehen dieser großen nationalen Tradition übrigens wohl nur der leidenschaftliche Arbeiterpoet Peter Bezruc und

der kürzlich verstorbene Epiter Holeršček so recht nahe (dessen Kraft aber wohl doch nicht ganz an die grandiose Leistung des Polen W. St. Reymont heranreicht); dazu käme dann noch der tüchtige, populäre Romancier Žirajek. Dagegen ist es auffallend, wie sich heute, nachdem das tschechische Volk seine kühnsten politischen Träume zu verwirklichen vermochte, das bisher als reaktionär und antinational verzeichnete katholische Element zu überzeugendem dichterischem Ausdruck durchgerungen hat, das früher nur der hochkultivierte Effektizismus des vornehmen Doutsiders Julius Žeyher vernehmlicher betont hatte: in Jak. Deml und Jaroslav Durych, von denen sowohl Versdichtungen als Prosaerwerke herrühren, wird es deutlich, wie tiefe Spuren die jahrhundertelange Verbundenheit mit katholischer Mystik und katholischem Barock doch im tschechischen Volksgemüt hinterlassen hat.

Glüht in diesen Männern ein farbig verträumter Erotismus, so hatte die ältere Romantik deutscher Prägung (unter deren Einfluß auch die gesamte politische Unabhängigkeitsbewegung der Tschechen erwachsen war) mehr zu inniger Versenkung in die Besonderheiten des eigenen Volkslebens Neigung bewiesen: den Versdichtungen eines Tšhelakovský und Erben, der hohen Erzählungskunst der Njemcova (ihre „Großmutter“ ist ja wohl in alle Weltsprachen übersetzt!) ist aber höchstens in den Werken einer anderen Frau, Teresa Novakova, eine Nachblüte erstanden, und auch diese weilt heute nicht mehr unter den Lebenden.

Es pflegt gesagt zu werden, daß seit Jaroslav Brchlichy in der tschechischen Literatur der deutsche Einfluß durch den französischen ersetzt worden sei. Diese summarische Formel dürfte dahin berichtigt werden, daß allerdings etwa seit den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts ein stärkerer allgemein-internationaler Strom durch das tschechische Schrifttum hindurchgeht, in dem aber ein deutscher Einschlag ebensowenig fehlt wie der französische oder russische. Man ist vielleicht sogar zu der Frage berechtigt, ob nicht zwischen der tschechischen Literatur und derjenigen des deutschen Österreich, in der ja seit etwa 1848 ebenfalls deutlich ein internationaler Luftzug spürbar war, ein engerer Parallelismus der Entwicklung bestanden hat.

Ich denke da nicht nur an die geschliffene Vielseitigkeit Brchlichys selbst (der von 1853 bis 1912 gelebt hat), sondern auch an die kombattante Gedankendichtung Machars, die zarte Formkunst Karajek, die elegante Lyrik des jungverstorbenen Hlavatsček, an den schon genannten Žeyher und den ebenfalls noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts geborenen feinen Novellisten Neruda. Aber selbst bei allerjüngster Lyrik (Hora, Režval) und bei den geistvoll spürsinnigen Schöpfungen Karl Tšchapeks, der namentlich durch seine Dramen Weltruf gewonnen hat, scheint der Gedanke an das gleichzeitige Wien nicht eben fern zu liegen.

K. Tšchapeks Namensvetter, K. M. Tšchapek-Chod, kam zwar gewiß ebenfalls seinen Zusammenhang mit einer vom Ausland gekommenen literarischen Bewegung nicht verleugnen; die dithyrambische Gefühlskraft, die in seinen naturalistischen Romanen schwingt, hat aber doch etwas von dem eigentümlichen Rhythmus des slawischen Wesens beibehalten; auch in der bunten Leidenschaft Fr. Schrameks steckt noch viel autochthone, volksmäßige Lebendigkeit. Und Ant. Sovas, des vor Jahresfrist Verstorbenen, farbige Lyrik war, trotz ihres Gleichtakts mit der internationalen, vielleicht entschiedener slawisch als die des sehr kultivierten Nationalistenführers Viktor Dyl. Ganz „sui generis,“ wenn auch nicht gerade ausgesprochen tschechisch, erscheint die metaphysisch-kosmische Dichtung eines Ot. Bršezina, der vielleicht vermöge seiner beschwingten Denkkraft noch dauernder lebendig bleiben wird als vermöge seiner eigentlich poetischen Begabung.

Die tschechische Literatur verfügt dann noch in J. K. Šchalda über einen Essajisten allerersten Ranges; sie zählt in Arn. Dvorsčak einen bedeutenden Dramatiker, der ebenfalls noch zu den Wiedererweckern des national-reformatörischen Ethos gerechnet werden darf; es gibt unter den jungen Tschechen von heute begabte Lyriker mit expressivistischer Prägung und starkem sozialem Empfinden (z. B. Biebl, Wolker, Pišcha); auch manche Romane des letzten Jahrzehnts (z. B. die von Olbracht und Bantšchura) sind von modern-sozialem Pathos getragen,

das übrigens auch schon in eines Älteren, Sova, Hymnus „Arbeit, Gebet der Hände“ ergreifenden Ausdruck gefunden hat.

Von all diesen schönen Dingen kann nun freilich der der tschechischen Sprache nicht Mächtige nur wenig genießen, da Übersetzungen streng literarischen Charakters (sehr zum Unterschied von solchen politischer Propagandaschriften, für deren Übertragung in die Weltsprachen ja die tschechoslowakische Regierung ständige Verlagseinrichtungen subventioniert) noch zu den Seltenheiten gehören. Relativ die meisten Übersetzungen aus dem Tschechischen sind immerhin noch in deutscher Sprache veröffentlicht worden, und, wer sich aus feinausgewählten, verständnisvoll übertragenen Probestücken eine allgemeine Übersicht über das tschechische Schrifttum verschaffen will, kann dies heute mit leichter Mühe an der Hand der schönen Anthologie, die einer der besten Kenner dieses Gebiets, Paul Eisner, soeben im Verlag von R. Piper in München — unter dem Titel „Die Tschechen“ — herausgegeben hat. Wer etwas Näheres über die einzelnen Hauptrepräsentanten der tschechischen Literatur erfahren will, wird gern nach dem hübschen Büchlein von Arne Novak greifen, das ebenfalls (unter dem Titel „Die tschechische Literatur aus der Vogelperspektive“, Prag 1923) in deutscher Sprache vorliegt.

Um begabte Einzelne handelt es sich freilich im ganzen Großen doch mehr, als um die überzeugende Offenbarung eines nationalen Sonderbeitrags zum geistigen Gesamtgut der Menschheit. Die größte Geistesstat des tschechischen Volkes bleibt immer die, die einst in Amos Komenskýs Humanitätslehre und Pädagogik gipfelte und die auf dem Wege über diesen „praeceptor mundi“ zu einem nicht mehr wegzudenkenden Bestandteil der angelsächsischen und deutschen Geistesbildung geworden ist.

F. Arens.

Eine schweizerische Johannestragedie des 16. Jahrhunderts.¹⁾

Wenn man in unserer Zeit immer wieder die Meinung hören kann, daß der Schweizer keine dramatische Ader habe, so darf man ihr wohl die Behauptung entgegenstellen, daß es weniger in Artung und Wesen des Schweizlers überhaupt als vielmehr des Schweizlers der neueren Zeit begründet sein müsse, wenn wir arm an hervorragenden dramatischen Literaturwerken der Gegenwart sind. In früheren Zeiten jedenfalls hat die Schweiz einen sehr ansehnlichen Platz und Rang in der Geschichte des deutschen Dramas eingenommen, es sei nur an die mittelalterlichen kirchlichen Spiele, das St. Galler Weihnachtsspiel, das Osterpiel von Muri und an das berühmte Luzerner Spiel von Christi Tod und Grablegung erinnert. Und zur Reformationszeit hat eine so bedeutende Persönlichkeit wie Niklaus Manuel sich mit frischem Griff des überlieferten Fastnachtsspielles bemächtigt und sich seiner als eines wirkungsvollen Kampfmittel bedient. Die Reformationszeit hat dann freilich auch der Weiterbildung der großartigen Ansätze, die im mittelalterlichen religiösen Volksschauspiel vorlagen, Grenzen gesteckt; das lateinische Humanistendrama wie die deutsche Schulkomödie, Fastnachts- und Meisteringerspiele konnten doch alle miteinander nicht als Ersatz für das zurückgedrängte Volksschauspiel gelten. Es blieb auf katholische Gegenden beschränkt; als seine späten Nachfahren können wir die heutigen Passionsspiele betrachten.

Als ein unmittelbarer Fortläufer des mittelalterlichen Volks- und Bibelschauspielles in der Zeit der Gegenreformation darf mit Fug die bedeutende Johannestragedie des Aargauers Johannes Val gelten, die im Jahre 1549 an zwei aufeinanderfolgenden Tagen in Solothurn aufgeführt worden ist. Das

¹⁾ Tragoedia Johannis des Täufers von Johannes Val in Solothurn. 1549. Herausgegeben von Ernst Meyer. Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, begründet von W. Braune, herausgegeben von E. Beutler, No. 263—267. Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale), 1929. XLV und 264 S. 8°. Preis geh. Fr. 6.25.

Werk war nur noch in fünf Exemplaren vorhanden und damit der Allgemeinheit überhaupt fast unzugänglich; so begrüßen wir den von Ernst Meyer mit aller philologischen Sorgfalt herausgegebenen und klug und umsichtig kommentierten Neudruck mit unverhohlener Freude und Dankbarkeit.

Der Dichter, Johannes Mal, stammte aus Bremgarten im Aargau, wo er zu Beginn des 16. Jahrhunderts geboren wurde. 1529 spielte er dort im Glaubenskampfe als Anhänger und Prediger der alten Lehre eine Rolle, verließ dann aber mit andern Glaubensgenossen die Heimatstadt, weilte vorübergehend in Baden und bezog 1536 die Universität Freiburg i. Br., wo er zum anhänglichen Schüler Glareans wurde. 1538 wurde er zum Stiftsprediger zu St. Ursus in Solothurn gewählt, 1544 zum Propst, 1550 wurde er Kanonikus, am 28. Mai 1551 starb er.

Seine Tragödie ist „ein bedeutames Denkmal durchaus katholischen Geistes der Zeit“. „Mal könnte ein Wegweiser sein zu den Entfaltungsmöglichkeiten einer Renaissancekultur, wie sie z. B. in Frankreich damals so kraftvoll schon gediehen war, die aber auf deutschem Kulturgebiet durch den Religionskampf eben im entscheidenden Augenblick gebrochen worden ist. . . Die freie Mannigfaltigkeit der Weltanschauung, die durchschimmert, weist schon auf die Grundlage erst kommender Entwicklung: man wittert den Frühhauch des Zeitalters von Montaigne“ (Ernst Meyer). Wie dem katholischen Drama der Zeit überhaupt, ist Mals „Johannes“ alles Glaubenskämpferische fremd — aus inhaltlichen Gründen ist er nicht ein Drama der Zeit der Gegenreformation. Wenn Mal hierin der Tradition folgte, so ist sie ohne Zweifel auch seinem Wesen und Wunsche entgegengekommen. Er war kein verbissener Streiter, sein Werk zeugt unverkennbar für einen weiten, vieles verstehenden Sinn und für eine erfrischende und rührende Herzlichkeit und Zärte des Empfindens. Ebenso wenig zu verkennen ist aber auch die Größe seiner künstlerischen Begabung, die sich schon in der Stoffwahl bekundet: die Geschichte des Täufers ist verhältnismäßig selten dramatisiert worden, obschon gerade sie ausgezeichnete dramatische Momente bietet. Und die Art, wie Mal diese Momente nützt, zeigt deutlich, daß nicht nur der Wunsch, seinem Namenspatron zu huldigen, sondern klare künstlerische Einsichten bei der Stoffwahl begleitend gewesen.

Sie treten auch allenthalben im Detail der dichterischen Arbeit zutage, in der Größe der Erfassung der Menschen, die ja wohl nicht sehr kompliziert, aber doch ohne groben Schematismus gezeichnet sind, in der Zeichnung des Täufers selber, der in unpathetischer, herber Größe erscheint; in der verhältnismäßig sehr gepflegten Sprache — es ist der frühneuhochdeutsche schweizerische Schrifttdialekt — und in der mit gutem Sprachgefühl gehandhabten Vers- und Reimkunst. So wird das Urteil Nadlers verständlich: „ein Meisterstück packender Gestalt, feinsten Seelenschilderung, die unerhört in dieser Zeit ist.“

Wenn heute auch bei der Lektüre uns in erster Linie Fragen wissenschaftlicher Art — der Literatur- und Theatergeschichte und vor allem auch der Sprachgeschichte — bewegen, so können wir uns doch nicht einer unmittelbaren lebendigen Wirkung entziehen, die immer noch, kraft seiner hohen künstlerischen Tugenden, von dem Werke ausgeht. Ein so ausgezeichnete Kenner des Theaters wie Albert Köster hat denn auch kurz vor seinem Tode noch dem Herausgeber des „Johannes“ das „vortreffliche alte Drama“ gerühmt und die Ansicht ausgesprochen, daß sich „eine lebendige Aufführung“ — natürlich mit kräftigen Streichungen — „lohnenswert“.

So erweist sich die Herausgabe des Neudrucks in jeder Hinsicht als verdienstvolles, dankenswertes Unternehmen.

Carl Günther.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Eisner, Paul:** Die Tschechen; Piper, München.
Grabert-Hartig: Deutschkunde im französischen Unterricht; Diesterweg, Frankfurt.
Grabert-Schönborn und Ullmann: L'aspect de la France; Diesterweg, Frankfurt.
Handbuch der Englandkunde; Diesterweg, Frankfurt.
Hartig-Krüper: England and the English; Diesterweg, Frankfurt.
Raindl, R. F.: Österreich, Preußen, Deutschland; Braumüller, Wien.
Kleinwächter, F. A.: Der deutschösterreichische Mensch und der Anschluß; Eckart-Verlag, Wien.
Knieße, Herbert: Die großdeutsche Wirtschaftseinheit; Hoffstetter, Leipzig.
Meyer, Ernst: Tragoedia Johannis des Täufers von Joh. Mal; Niemeyer, Halle.
Möschlin, Felix: Eidgenössische Glossen; Kentsch, Zürich-Erlenbach.
Novak, Arne: Die tschechische Literatur aus der Vogelperspektive, Prag.
Paller, Heinz v.: Der großdeutsche Gedanke; Hoffstetter, Leipzig.
Paul-Bode: Seeds and Fruits; Diesterweg, Frankfurt.
Schmitz, Oscar A. G.: Der österreichische Mensch; Wiener Literarische Anstalt, Wien.
Schrenvogel, Friedrich: Österreich, Das deutsche Problem; Bachem, Köln.
Spieß, Heinrich: Kultur und Sprache im neuen England; Teubner, Tübingen.
Wassermann, Jakob: Lebensdienst; Grethlein, Zürich.
Wechsler, Jakob: Eiprit und Geist; Velhagen & Klasing, Leipzig.
Wechsler-Grabert und Schild: L'Esprit français; Diesterweg, Frankfurt.
Wengke, Paul: Die deutschen Farben; Winter, Heidelberg.

Mitarbeiter dieses Heftes:

- Dr. Emil Schmid,** Basel. — **Dr. A. Pütz,** Journalist, Paris. — **Prof. Dr. Karl Haushofer,** München. — **Georg C. L. Schmidt,** cand., Bern. — **Frl. Elisabeth Sulzer,** Zürich. — **Erich Brock,** Zürich. — **Dr. Hector Ammann,** Aarau. — **Dr. Gerhard Voerlin,** Basel. — **Dr. Paul Lang,** Kilchberg. — **Robert Gürke,** cand. jur., Wien. — **Eduard Blocher,** Pfarrer, Zürich. — **Dr. F. Arens,** München. — **Dr. Carl Günther,** Aarau.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung und Verlag: Aarau, Goldernstr. 1. — Druck und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Cie., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.